

## **Übersetzer, Schwärmer, Phantasten: Religiöse Unrast im 16. Jahrhundert**

Humanismus lässt sich im deutschsprachigen Raum im 16. Jahrhundert nur schwer finden. Grund dafür ist die alles überlagernde religiöse Umbruchsituation, die nicht nur zur Reformation, sondern auch zur Bildung von zahlreichen Sekten und religiösen Splittergruppen führt. Toleranz, Gewaltfreiheit, Gewissensfreiheit – derartige Leitbegriffe des (modernen) Humanismus finden in dieser kriegerischen und gewaltvollen Zeit kaum Platz. Man denke nur an die Hexenverfolgungen, die im 16. Jahrhundert gang und gäbe waren. Sehr wohl eine Rolle spielt dagegen das Übersetzen. Luthers Bibelübersetzung ist sicher der bekannteste Text, aber gerade in seinem Umfeld arbeiten zahlreiche Philosophen und Theologen mit Vorlagen, die sie erst ins Deutsche bringen müssen. Oft geht es dabei aber nicht nur um ein Übersetzen im engeren Sinn, sondern – gerade in den religiösen Disputen – auch um die Frage, wie eine Übersetzung verstanden werden soll oder kann; überspitzt formuliert: wie übersetze ich eine Übersetzung? An dieser Frage entzündeten sich schwerwiegende Debatten der Zeit, insbesondere die Abendmahlsfrage, auf die ich heute, im zweiten Teil meiner Vorlesung, etwas genauer eingehen werde.

Die Rastlosigkeit der Zeit bringt es mit sich, dass sich auch zahlreiche Autoren über mögliche bessere Welten Gedanken machen. Es gibt viele Spielarten von utopischen Staats- und Gesellschaftsentwürfen, ich werde in einem ersten, kurzen Teil darauf zu sprechen kommen. Dabei kann ich natürlich diese Entwürfe nicht in der Totale behandeln, sondern beschränke mich auf die Punkte, die für den Kontext Humanismus und Übersetzen wichtig sein könnten.

Der dritte Teil meiner Ausführungen behandelt dann religiöse Sonderformen wie die Pansophisten, die die ganze Welt als Buch Gottes sehen und die versuchen, dieses Buch in eine verständliche Sprache zu übertragen. In einem Nachtrag werde ich am Schluss der Vorlesung auf einen merkwürdigen Text eingehen, über dessen Stellung im Rahmen dieser Ringvorlesung ich auch nicht sicher bin, es ist ein polemischer, vielleicht auch satirischer Text, der in origineller Argumentation darlegt, wieso denn Frauen unter vielerlei Gesichtspunkten die Männer übertreffen.

Zunächst gehe ich auf Johann Eberlin von Günzburg (1460-1533) ein, einen fränkischen reformatorischen Theologen und Staatstheoretiker. 1521 erscheint in Bern seine erste Schrift mit dem Titel: „XV Bundtgenoss, Eine Vermahnung an alle Obrigkeit“.

Er skizziert darin einen idealen Staat, den er Wolfaria nennt, ein Land, in welchem man „wohl fährt“. Für unseren Zusammenhang ist aufschlussreich, was Eberlin von Günzburg über das Bildungssystem im Allgemeinen und über das Lernen von Sprachen im Besonderen zu sagen hat.

Unter dem Titel „Von schuolen“ heisst es: (Zitat 1)

Kein Scolasticus doctor soll für hin gelaesen werden dann allein zuo verachtung.

Alle pfaffen gsatz oder decretal soellen offentlich verbrant werden.

Kein Philosophy soll gelesen werden / dann allein wie Didimus fauentinus gelert hat in siner oration wider Thomam placentinum.

Latin / Grecum / Hebraicum soll in allen schuolen gelert werden / all tag soll man zwo letzgen haben in ewangelischem gesatz. (5, rechts)

Zunächst geht es ihm um einen radikalen Bruch mit der mittelalterlich-wissenschaftlichen Vergangenheit der Scholastik. Texte aus jener Zeit, also zum Beispiel Thomas von Aquin, dürfen nur noch als abschreckendes Beispiel „zuo verachtung“ gelesen werden. Im zweiten Satz geht es dem Mönchtum sowie dem Klerus generell an den Kragen – auch davon soll nichts übrig bleiben. Gelesen werden darf einzig noch Faventinus (der Name ist ein Pseudonym von Philipp Melanchthon, einem wichtigen Mitstreiter Luthers), der in einem Disput mit einem norditalienischen Dominikanermönch stand, dem erwähnten Thomas Placentinus oder auch Rhadinus. Wichtig ist mir aber insbesondere, dass in jeder Schule Latein, Griechisch und Hebräisch unterrichtet werden sollen, ergänzt mit zwei Lektionen zu den Evangelien. Es fällt auf, dass hier von allen Schulen die Rede ist. In dem von Günzburg skizzierten Idealstaat sollen also alle eine humanistisch-sprachliche Bildung erhalten, die allen einen Zugang zu den heiligen Texten ermöglichen würden.

Etwas später im Abschnitt *von kinden* wird das Anliegen noch präzisiert: (Zitat 2)

Alle kind maegdlin vnd knaeblin soll man im dritten jar irs alters zuo schuol thun biß sie acht iar alt werden.

Den schuolen soll vom gemeinen seckel versehung geschehen.

In den schuolen soll man die kind leren das christlich gsatz auß dem ewangeli vnd auß Paulo.

In den schuolen soll man die kind leren latein vnd teutsch gemein glich verston / von griechisch vnd hebraisch oben hin ein wenig laesen vnd verston.

So ein kind acht jar alt ist / mag man es zuo eim handtwaerck thun oder aber lenger lassen studieren. (8, Mitte)

Hier erfahren wir, jedenfalls aus modern-pädagogischem Blickwinkel, Erstaunliches: Nicht nur, dass die Kinder ihre Pflichtschule im Alter von drei bis acht Jahren absolvieren sollen, sondern auch, dass sie in diesen Jahren das Neue Testament, Paulus, aber vor allem Latein und Deutsch gleich gut beherrschen lernen sollen, dazu auch Griechisch und Hebräisch etwas lesen und verstehen können sollen. Es ist klar, dass dieser utopische Entwurf eher von humanistischen Idealen als von realistischen Unterrichtssituationen ausgeht. Getragen ist der Vorschlag von Eberlin von Günzburg wie erwähnt von dem Ideal des allgemeinen Zugangs zu den heiligen Texten. Im Prinzip soll in diesem Idealstaat jede und jeder seine eigene Übersetzung der Bibel anfertigen können.

In Bezug auf die in der Schule zu unterrichtenden Sprachen äußert sich Hans Hergot (gestorben 1527 in Nürnberg), ähnlich wie Eberlin von Günzburg. Hergot war ein Buchdrucker und fahrender Buchhändler, dessen Schrift „Von der neuen Wandlung eines christlichen Lebens“ eine Utopie von Gleichheit entwickelt, deretwegen er letztendlich hingerichtet wurde. Im Bereich der Schule beschränkt Hergot die Sprachkompetenz aber auf die Hohen Schulen: „darynn wird man leren die drey sprachen lateynisch, krichisch unnd hebreysch, welcher der not seyn zu bestellung des eynigen hirten“ (12, rechts). Eingebettet sind diese Anweisungen zur Schulung der Sprachkompetenz in Überlegungen zur idealen Herrschaft und, nur als Randbemerkung, in die Skizze einer weltweiten Einheitswährung: Detailliert wird geschildert, wie die Münzen aussehen sollen (Bildnis von Jesus und sein Name, in der Umschrift steht die Landesherkunft der Münze): „Diser pfennig wirdt gelden ynn aller zungen der welt“ (12, links). Über die Einheitswährung gelingt es in der Utopie Hergots, die Heterogenität der „zungen“, das heißt der unterschiedlichen Sprachen, zu überwinden.

Die Schrift heißt wie erwähnt „Von der neuen Wandlung eines christlichen Lebens“ und bringt ebenfalls eine Utopie von Gleichheit. Niemand soll in diesem Staat sagen: „Das ist meyn“ (10). Welchen Platz vor diesem Hintergrund die angesprochenen Münzen erhalten, bleibt unklar...

Der Anfang dieser Utopie wird durch Wunder („mirackel und wunderzeychen“) markiert, dabei geht es um den Übergang von einer Zeit des Eigennutzes in eine Zeit des gemeinen Nutzes. Diese Wunder werden nun nicht immer richtig übersetzt oder gedeutet. Alle Schriftgelehrten seien auf dem Irrweg, nicht umsonst hätte Jesus nur arme Fischer und Zöllner als Jünger genommen: (Zitat 3)

Aber yetzundt so yhre ungerechtigkeytt auch vorkundt sol werden und an tag komen sol, schreyen sie mit mordt, verbietten alle druckerey das es nicht geschehe. Aber es mus alle verkundung Gottes offenbar werden aller welt, nicht eyn mal, offt, offt, wie denn Noe ynn hundert yaren offt verkundt hat der welt, wie sie Gott austilgen wolle (1. Mose 6, 3-13). Aber yetzund so man verkundet den schriftgelerten, Gott wols nichtt lenger eyden, so werden sie rasend, sie betrachten nicht die grossen wunderwerck die geschehen seyn am hymel und mit der welt. (14, links)

Zur übersetzenden Interpretation natürlicher Zeichen sind die Schriftgelehrten offenbar nicht geeignet. Allerdings wird an dieser Stelle nicht gesagt, welche Zeichen, welches „wunderwerck“ genau gemeint ist. Klar scheint mir, dass sich in dem Textauszug die persönliche Situation Hergots spiegelt, der als Buchdrucker massiv verfolgt wurde, gleichzeitig aber auch ein Bildungsideal verfolgt – vergleichbar eventuell dem heutigen Wikileaks. Gleichzeitig scheint er nicht gerade unter einem Minderwertigkeitskomplex zu leiden, wie der Vergleich mit Noah zeigt.

Ich möchte nun in der Folge auf einen weiteren reformatorischen Autor, Andreas Karlstadt (1482-1541), eingehen. Sein Text „Von Abtuung der Bilder“ geht auch auf den Abendmahlstreit ein, behandelt zunächst aber die Bilderproblematik:

Karlstadt bezieht sich auf 2. Mose 20, 3-5. Dazu gibt er eine eigene Übersetzung, die ich hier der Version der Lutherbibel von 1545 gegenüber stelle. (Zitat 4)

Do solst nit fromde gotter haben. Du solst kein geschnitzte oder gehawben bild machen. Du solt kein gleichnis machen, das oben ym hyemel ist, oder das unthen in der erden ist, oder das ym wasser ist. Du solst sie nit anbeten. Du solst sie nit eheren. Ich byn dein Gott, ein starcker und rachsamer Gott, ein eufferer, dero boßheiten der vetter in yren sonen strafft. (18, rechts)

Dv solt kein andere Götter neben mir haben. Du solt dir kein Bildnis noch jrgend ein Gleichnis machen / weder des das oben im Himel / noch des das vnten auff Erden / oder des das im Wasser vnter der erden ist. Bete sie nicht an / vnd diene jnen nicht / Denn ich der HERR dein Gott / bin ein eiueriger Gott / Der das heimsucht der Veter Missethat an den Kindern / bis in das dritte vnd vierde Glied / die mich hassen.

Ohne die Übersetzungen detailliert zu analysieren, fällt auf, dass die Luthersche Version glatter und unserem heutigen Bibeltext bereits näher ist. Wichtig ist mir hier die inhaltliche Ebene, die darauf verweist, wie Karlstadt in Wittenberg in Abwesenheit Luthers einen Bildersturm provoziert hat. Später haben sich die beiden zerstritten und Karlstadt musste auswandern. Er starb in Basel an der Pest.

Wie eng die Begriffe Übersetzen und Verstehen zusammenhängen, zeigt auch der Abendmahlsstreit. Zentral ist dabei die Frage, ob die Worte Christi „Dies ist mein Leib“ wörtlich oder nur figürlich zu verstehen sind. Zugrunde liegen den verschiedenen Deutungen des Abendmahls die Evangelien (Matth. 26, 26-29; Markus 14,22-26, Lukas 22, 15-20) sowie der erste Korintherbrief. Ich zitiere stellvertretend die Übersetzung Luthers von Mt 26:

26 DA sie aber assen / Nam Jhesus das Brot / dancket / vnd brachs vnd gabs den Jüngern / vnd sprach / Nemet / esset / Das ist mein Leib.

27 Vnd er nam den Kelch / vnd dancket / gab jnen den / vnd sprach / Trincket alle draus /

28 Das ist mein Blut des newen Testaments / welchs vergossen wird fur viel / zur vergebung der sünden.

Das Abendmahl umfasst die folgenden Gedanken: Den bevorstehenden Tod Jesu, den er selbst mit dem bald beginnenden Gottesreich verbindet; das endzeitliche Heil des Menschen; das Verständnis der Gaben Brot und Wein als Gaben des Heils. Paulus sieht in der Feier des Abendmahls eine wirkliche Vereinigung der Christen mit Christus und untereinander (1. Kor. 10, 16), in Luthers Version: „Der gesegnete Kelch / welchen wir segnen / Ist der nicht die gemeinschaft des bluts Christi? Das Brot das wir brechen / Ist das nicht die gemeinschaft des leibes Christi?“

Hinweisen auf Disput Luther-Zwingli.

1529 traf sich Zwingli mit Luther und Landgraf Philipp von Hessen. Er war - was die Rechtfertigungslehre betraf - mit Luther einig. Eine Rechtfertigung vor Gott sei nicht durch gute Werke zu erlangen, sondern allein durch den Glauben an den einen Gott und den Sühnetod Christi. Bei dem Treffen in Marburg (Marburger Religionsgespräch) zeigte sich jedoch, dass die Kontroverse um das Abendmahlsverständnis nicht überwunden werden konnte. Luther sah im Abendmahl das tiefste Erlebnis der sichtbar gewordenen Gnade Gottes. Denn in der Einsetzung des Abendmahls komme es zur *praedicatio identica*, zu „Leibsbrot“ und „Blutwein“, wie Luther es in seiner Schrift Vom Abendmahl Christi. Bekenntnis 1528 formuliert. In, mit und unter Brot und Wein werde der wahre Leib und das wahre Blut Christi ausgeteilt und mit dem Mund empfangen (Realpräsenz). Der humanistisch geprägte Zwingli sah im Abendmahl und seinen Elementen allein eine symbolhafte Kraft, die lediglich die Erinnerung an den Auferstandenen wecken sollte. Nur im gläubigen Gedenken der Gemeinde sei Christus auf geistliche Weise gegenwärtig. Gemeinsam abgelehnter Ausgangspunkt beider war jedoch die katholische Lehre der Transsubstantiation, nach der Wein und Brot sich während der Abendmahlsfeier tatsächlich und dauerhaft in Blut und Fleisch Jesu verwandeln.<sup>1</sup>

Luther sah die Wandlung als Zauberei. Darum kamen die Katholiken zum Schauen in die Kirche.

Die Positionen hat Voltaire wie folgt prägnant zusammengefasst: Die Zwinglianer essen Brot, die Katholiken Gott, die Lutheraner Brot mit Gott!

In diesem Spannungsfeld möchte ich etwas genauer auf Caspar von Schwenckfeld eingehen. Er lebte von 1489-1571, ganz gesichert sind diese Lebensdaten aber nicht. Er hat unter

---

<sup>1</sup> Wikipedia, Stichwort „Abendmahlsstreit“.

anderem in Köln studiert, 1522 hält er sich in Wittenberg auf und sympathisiert von da an mit der Reformation. Mit der von Luther immer wieder angeführten Realpräsenz im Abendmahl hatte er aber seine Probleme.

In dem Abendmahlstreit kommen bei Schwenckfeld interessante Argumente zum Zug. Zunächst schlägt er sich auf die Seite des wörtlichen Verständnisses (in seiner Schrift „confession und Erclerung vom Erkandtnus Christi unnd seiner goettlichen Herrlichkeit“): (Zitat 5)

Und warhafftig ists ain broth spricht der Herre (Jo 6, 51, 55) / nicht figürlich /  
noch bedeutlich / sonder wahrhafftig / auch nicht leiplich / noch flaischlich /  
sonder nach der warhait des wesens inn gott / drumb es auch gaistlich / göttlich  
und himmlisch speiset und nehret / zum ewigen leben.

Interessant scheinen mir dabei die angeführten Differenzierungen: Erstens zwischen figürlich und bedeutlich, zweitens zwischen leiblich, fleischlich und der Wahrheit. Figürlich meint sicher die von Zwingli vertretene Ansicht, dass Gott im Abendmahl (bei Schwenckfeld: Nachtmal), nicht physisch, sondern eben geistig präsent ist. Was aber „bedeutlich“ genau heisst, ob damit eine Zwischenform von figürlich und leiblich gemeint ist, lässt sich nicht klären. Weiters fällt in der angeführten Stelle auf, dass leiblich und fleischlich auch nicht die Wahrheit meinen. Worin unterscheidet sich diese nun von der leiblichen Präsenz? Wieder stehen wir vor einer Spielart des Übersetzens. Die menschlichen Begriffe scheinen dem, was im Abendmahl geschieht, nicht angemessen zu sein. So hat die von Schwenckfeld gewählte Formulierung fast schon mystischen Charakter: „nach der warhait des wesens inn gott“. Demzufolge geht es auch nicht um eine irdische Nahrung, sondern um eine geistliche, göttliche und himmlische. Überraschend ist, dass an dieser Stelle erst der Begriff geistlich ins Spiel kommt. Er steht also nicht am Anfang der Deutung wie bei Zwingli, sondern erst am Ende. Nur am Rand möchte ich darauf hinweisen, dass Schwenckfeld auch zahlreiche andere Parallelen zu den Mystikern hat, beispielsweise spricht er auch vom geistlichen Fühlen der Gnade Gottes – vor diesem Hintergrund wird Schwenckfeld immer wieder den Spiritualisten zugerechnet.

Analog erfolgt die Argumentation Schwenckfelds in Bezug auf Wein und Blut: (Zitat 6)

Wie kan aber nun jemand gedachter speise geniessen / und sein seel vom ewigen tod dadurch erretten? der den worten des Herren nicht glaubt? der nicht glaubt das das fleisch und der leib Christi ein wesentliches wares broth / und sein bluot ain warer warer tranck / aller verschmachten Christgleubigen seelen sei: Wie kan man aber solchs glauben? weil man den leib und bluot Christi / für ein geschöpff und noch heut diser leiplichen eigenschafft / und aines entlichen wesens / an einem orte helt / hie und da umschriben.

Auf den ersten Blick scheint hier die Lesart auf der geistlichen Ebene angesiedelt zu sein. Es gehe auf keinen Fall an, Leib und und Blut Christi in einer menschenähnlichen Qualität zu sehen. Dies ist aber offensichtlich an vielen Orten der Fall: „hie und da umschriben“. Der Begriff „umschriben“ ist dem Glossieren verwandt. Es geht dabei um einen innersprachlichen Übersetzungsvorgang, der versucht, sprachlich offen formulierten Dingen Eindeutigkeit zu verleihen. Umschreiben heisst, wörtlich gelesen, um etwas herum schreiben. Damit zeigt sich, dass auch derartige Versuche, Eindeutigkeit zu bringen, immer nur vorläufige sein können. In der zitierten Stelle ist es mir auf den ersten Blick nicht klar geworden, ob die Umschreibenden richtig oder falsch liegen. Schwenckfelds Übersetzung- und Erklärungsversuch ist in diesem Sinn durchaus ambivalent geraten, auch wenn er sicher letztlich für die symbolische Präsenz Christi im sog. „Nacht Mahl“ plädiert.

Ich habe oben die interessanten Argumente Schwenckfelds angesprochen. Eines davon diskutiert die Frage, wie die Sache denn beim ersten Abendmahl gelaufen sei. Durchaus scharfsinnig wird gefragt, wie Christus denn dabei habe als intakter Mensch sitzen können, und doch gleichzeitig gegessen worden wäre (wörtlich: Was haben denn die Jünger im Ersten Nacht Mahl dort gessen? Ehe Christus ward verkleeret?): (Zitat 7)

Inn Summa die Jünger glaubten das der leib Christi, ain speiss und volle setigung ihrer hertzen were / dess haben sie auch genossen / So wol als ihn der Herre durchs worte und imm worte sich zur speise hat gegeben und dargebotten / und ist dennoch auch gantz für ihn bliben sitzen / Daher denn (zum helleren verstande) die underschaidung des leibes des Herren (1. Cor 11, 29) wil gehören / unnd was der Herr kurtz dafür redet da er spricht (Jo. 13, 31): Nu ist verkläret der Son des menschen / Daran der herr Christus on zweiffel war hatt / und solt doch noch der zeit erst verkleret werden.



Auch diese Stelle zeigt die tückische Mischung von wörtlicher und übertragener Bedeutung. Der Leib ist physisch, das heisst wörtlich präsent, aber der präsente Leib ist kein physischer Leib, sondern steht zu dem verklärten Christus in Beziehung. Also: gleichzeitig gilt es, wörtlich und geistlich-übertragen zu verstehen, eine paradoxe Konstellation, zu der sicher der von Schwenckfeld angesprochene Verstand gehört. Nur mit einem „helleren verstande“ kann das Ganze überhaupt erfasst werden. Es fällt auch auf, dass gerade die Dinge, die nicht mit logischem Verstand enträtselt werden können, mit den sprachlichen Attributen grösster Klarheit versehen werden. Es ist dies nicht nur der „hellere verstand“, sondern wenig später auch die Aussage „Daran der herr Christus on zweiffel war hatt“, die sich auf die Verklärung Christi bezieht, was allerdings ein Problem auf der Zeitachse ergibt; Schwenckfeld spricht es zwar an, löst es aber nicht.

Ich habe oben die allgemeinen Grundzüge des Abendmahls skizziert. Was nun Schwenckfeld ebenfalls zum Aussenseiter macht, ist seine Volte gegen die Meinung, Christus habe sich am Kreuz für die Menschen geopfert. Aus Schwenckfelds Sicht lässt sich so ein Opfertod nicht mit den angeführten Grundzügen des Abendmahls vereinen.

Neben den Gesellschaftsutopisten Eberlin von Günzburg, Johannes Hergot, Karlstadt und Schwenckfeld möchte ich auf eine zweite Nebenströmung der Reformation eingehen, die sogenannten Täufer.

Täufer (früher auch Wiedertäufer oder Anabaptisten) sind Anhänger einer radikalreformatorisch-christlichen Bewegung, die im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts in verschiedenen Teilen Europas entstanden ist und die nicht selten als der linke Flügel der Reformation bezeichnet wird.[1] Wichtige Konzepte der frühen Täufer waren die Nachfolge Christi, die Kirche als Bruderschaft und die Gewaltlosigkeit.[2] Ihr Denken und Verhalten wurde ganz aus der wortgetreuen Auslegung des Neuen Testamentes (sola scriptura) begründet, was auch in ihrem Sakramentsverständnis (Gläubigentaufe, Abendmahl) zum Ausdruck kam. Forderungen nach Glaubensfreiheit, nach Trennung von Kirche und Staat, nach Gütergemeinschaft und nach Absonderung (Gemeinschaft der Gläubigen) zogen bereits in der Entstehungszeit heftige Verfolgungen durch die Obrigkeit und die Amtskirchen nach sich. In direkter Nachfolge zu der historischen Täuferbewegung stehen täuferische

Glaubensgemeinschaften wie die Mennoniten, die Hutterer und die Amischen. Auch andere evangelische Freikirchen berufen sich auf die Tradition der reformatorischen Täufer.<sup>2</sup>

Zunächst Melchior Hofmann, ca. 1495-1543. Er hatte ein rastloses Leben, war zwei Mal in Wittenberg, beim ersten Mal wurde er von Luther freundlich aufgenommen (1525), beim zweiten Besuch 1527 aber gar nicht mehr empfangen. Der Grund dafür lag in seinen apokalyptischen Predigten, in denen er die Obrigkeit massiv kritisiert hatte. Wie man weiss, war dies für Luther ein heikles Thema, wie seine Stellungnahme zu den Bauernkriegen bezeugt. In der Folge sprach sich Hoffmann auch deutlich gegen Luthers Lehre von der Realpräsenz Christi im Abendmahl aus. Zentral ist für Hoffmann die bereits angebrochene Endzeit, die er aus Matth. 24,4-51 herleitet. Mit derselben Stelle begründet übrigens Luther, dass der Beginn der Endzeit nicht vorhergesagt werden kann.

Ich möchte nun etwas näher auf eine Schrift von Hoffmann eingehen, seine „Weissagung aus der heiligen, göttlichen Schrift“ von 1529. Der vollständige Titel bietet schon einen ersten Eindruck vom Inhalt: „Weissagung uss heiliger götlicher geschriff. Von den truebsalen diser letsten zeit. Von der schweren hand und straff gottes über alles gottloss wesen. Von der zuokunfft der Türckischen Thirannen / und seines gantzen anhangs. Wie er sein reiss thun / unnd volbringen wird / uns zuo einer straff / unnd ruotten. Wie er durch Gottes gwalt sein niderlegung unnd straff entpfahen wird. etc.“ Danach werden der Autornamen, das Jahr 1529 und der Druckort Strassburg sowie der Drucker Balthasar Beck erwähnt. Der Titel zeigt uns bereits mehrere zentrale Anliegen: Klar ist, dass die Endzeit bereits angebrochen ist, wie die Formulierung „diese letzte Zeit“ verdeutlicht. Alle Gottlosen werden bereits im Hier und Jetzt bestraft. Der türkische Tyrann, wie es heisst, ist mit seinem Anhang gewissermassen das Werkzeug Gottes, das strafende und geisselnde Funktion hat („straff unnd ruotten“). Mit Hilfe Gottes werde der Türke aber wieder besiegt. Historischer Hintergrund dieser Anspielungen ist die Belagerung Wiens durch die Osmanen, die ebenfalls im Jahr 1529 stattgefunden hat.

Zunächst gehe ich wieder auf den bereits bekannten Punkt Abendmahl ein – es geht also immer um die Deutung oder Übersetzung der Einsetzungsworte Christi, „dies ist mein Leib“. Bei Hoffmann klingt das, in mehr als deutlicher Abgrenzung von Luther, wie folgt: (Zitat 8)

---

<sup>2</sup> Absatz aus Wikipedia, Stichwort „Täufer“.

Aber ich hab sorg, daz des Luthers hauff grosse schuld haben, am abgötterischen anbetten des sacraments, die da fürgeben, Christum leiblich und wesentlich ins brot zuobringen, vom himmel herab, wann sy wöllen, als die schwartz künstner den satan in ein glass, ach Gott erbarm dich unser, wie rauben wir dir dein eer, und deinen preiss so jämmerlich ab.

Ist doch gantz wol zuo mercken, da Christus sich seinen jüngern gab im abentmal, das sy in nit leiblich wesentlich uff assen, sonder durch figurliche art handelt als dann Gott all zeit gethon hat, wie ein breutigam auch handelt mit seiner braut, der ir gibt ein ring, oder ein kleinot, und spricht, nimm hin, da hastu mich oder mein leib, die braut weiss wol, das der breutigam nitt der ring selber ist, oder in dem ring steckt, sondern es ist ein zeichen der verwissung eusserlich, und das wort der verheissung innerlich, das sy wol mag reden, so sy den rinck weisset, sich, da hab ich mein breutigam. (39 rechts)

Luther und der Reformation kommt in Hoffmanns endzeitlichem Dispositiv eine klare Rolle zu. In Verbindung mit den Zauberern der schwarzen Magie rückt Luther in die Nähe des Teufels – die Reformation und ihre Meinung von der Realpräsenz sind für Hoffmann also Zeichen der bevorstehenden Endzeit. Hoffmanns Erläuterung des figurlichen Verständnisses ist ja, so meine ich, durchaus anschaulich. Das Beispiel mit dem Ring und der Braut ist sicher tendenziös gewählt, aber in der Gegenüberstellung mit dem Abendmahl doch überzeugend. Es ist ja wohl jedem klar, dass der Bräutigam nicht der Ring ist, also soll es auch jedem klar sein, dass Brot und Wein nur Zeichen für Christus, nicht aber Christus selbst sind.

Grund für das bevorstehende Weltende ist aber nicht nur das teuflische Luthertum, sondern auch der Zustand der Welt. Es geht Hoffmann also gewissermassen um eine Lektüre der Welt, deren Zeichen richtig übersetzt werden müssen, und die richtige Übersetzung bedeutet dabei die Deutung als endzeitliche Signale. Die Ideale, die ihm dabei vorschweben, liegen auf einer Linie mit Anliegen der spätmittelalterlichen Mystik: (Zitat 9)

So seind ir yetz vil, die sich die besten christen lassen duncken, und ussgangen seindt, hohe erkenntniss haben, und starcken glauben, und grossen eifer umb Gotes wort und meynen, ir ding stand gantz wol, und in mangel gar nichts, als den Apoca. III seind reich worden, unnd seind doch noch nie zuo warer glassenheit kommen, unnd zuo sein selbs erkenntniss, und zuo warer geistlicher armuot, sunder

sa sy solten in ware glassenheit tretten, und in ware geistliche armuot, seind sy zur rechten hand abtretten in geistliche reichheit, welche reicht zur ewigen unseligkeit, unnd zur ewigen verdamniss, und da ir uff der lincken seitten tausent fallen, fallen ir zur rechten seitten X. tausent, als der psalmist spricht (Ps. 91,7).  
(38 links)

Gelassenheit, Selbsterkenntnis und geistliche Armut sind Leitbegriffe, die bereits die dominikanische Mystik des 14. Jahrhunderts prägen. Meister Eckhart, Heinrich Seuse und Johannes Tauler verwenden sie regelmässig. Mit der geistlichen Reichheit meint Hoffmann offenbar Überheblichkeit, die sich in Intoleranz, Lügen und Verrat zeigt. In der von ihm erhofften Endzeit wird wahre Gelassenheit herrschen und es wird nicht (Zitat): „also einer den andern verdammen, lesteren, schenden, verachten, und verfolgen, und uff die fleischbanck opffern, mit liegen und betriegen umb gan als der lutherischen art sich erzeigen thuot“ (38 links).

Ein letztes wichtiges Argument in Hoffmann Darstellung des Abendmahls ist die Idee, dass das Essen wechselseitig ist. Das folgende Zitat stützt sich auf Johannes 4,32 und 34: (Zitat 10)

Ich hab ein speiss zuo essen davon ir nit wisst, die speiss aber die ich zuo essen hab, ist daz ich thuo den willen des, der mich gesant hat. Joan. VI, das ist aber der willen des vatters, der mich gesandt hat, das ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat (Joh. 6, 39), also muoss Christus alle gläubigen essen durch sein heyliges evangelion, und sye in widerumb, das er eins in inen sey, und sy eins in im.

In der Übersetzung Luthers lauten die beiden Verse: „32 Er aber sprach zu jnen / Jch habe eine Speise (2) zu essen / da wisset jr nicht von. 33 Da sprachen die Jünger vnternander / Hat jm jemand zu essen gebracht? 34 Jhesus spricht zu jnen / Meine Speise ist die / das ich thu den Willen des der mich gesand hat / vnd volende seine Werck.“ Luther erläutert in einer Glosse, was für ihn Speise bedeutet: „Seine Speise ist des Vaters willen thun. Des Vaters willen aber ist / das durch sein leiden das Euangelium in alle welt geprediget würde. Das war nu fur handen / Gleich wie da zumal die Erndte nahe war.“ Die Unterschiede zu Hoffmann sind dabei offensichtlich: Von einem gegenseitigen Sich-Essen ist bei Luther nicht die Rede, während Hoffmann das Leiden nicht erwähnt. Sowohl Hoffmann als auch Luther scheinen

den biblischen Text für unklar zu halten, beide übersetzen das Original in ein Deutsch, das selbst wieder erklärungsbedürftig ist. Auch das aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzte Sprachmaterial ist nicht deutlich genug, sondern bedarf einer zweiten Übertragung, die auf neue mögliche Sinnebenen verweist. Die Übersetzung schafft also keine Klarheit, sondern bedarf ihrerseits auch wieder einer Übersetzung, um verstanden zu werden.

Auch wenn ich im Titel meines Vortrags von Schwärmern und Phantasten gesprochen habe, muss man die latenten Endzeiterwartungen im historischen Kontext sehen. Was aus heutiger Sicht zumindest exzentrisch wirkt, war im 16. Jahrhundert durchaus normal. Auch für Luther wie auch für die katholische Gegenpartei war die jeweils andere Seite die Verkörperung des Antichristen, wie er in der Apokalypse zutage tritt. Endzeiterwartungen waren also ein Phänomen, das den Alltag im 16. Jahrhundert noch viel stärker als heute prägt.

Nach Melchior Hoffmann möchte ich nun auf Hans Denck eingehen, einen schweizerisch-bairischen Theologen und Reformator, der von 1495-1527 gelebt hat. Auch sein Leben war rastlos, da er immer wieder aus seinen jeweiligen Aufenthaltsorten vertrieben wurde. Zuflucht hat er schliesslich in Strassburg und Basel gefunden, die damals im religiösen Bereich relativ tolerant waren. Gestorben ist er in Basel 1527 an der Pest. Wichtig ist Hans Denck für die Geschichte der Bibelübersetzung: Seine Übersetzung der Psalmen, die 1527 in Worms publiziert wird, diente Luther als Vorlage für seine Übersetzung des alten Testaments. Denck greift aber die Reformatoren in vielen Streitschriften heftig an, er selbst war wie Hoffmann stark von der deutschen Mystik geprägt und kann ebenfalls dem Spiritualismus zugerechnet werden. Dies geht so weit, dass für Denck das innere Wort Gottes wichtiger ist als die Bibel – dass ihm dies Schwierigkeiten gemacht hat, leuchtet ein.

Zu dem Thema behandle ich einige Passagen aus dem Text „Widerruf. Was geredet sei; dass die schrift sagt; Gott tue und mache Gutes und Böses“. Zunächst beginnt Hans Denck bescheiden und weist darauf hin, dass er übertrieben geeifert habe: „Zwar ich erkenne und bekenn es hie freiwillig, das ich vil mit unnverstand geeifert hab“ (46 links). Doch wenig später schon präsentiert Denck seine zentrale These: (Zitat 11)

Die heilige geschrift halt ich über alle menschliche schätze, aber nitt so hoch als das wort Gottes, das da lebendig, krefftig (Hebr. 4,12), unnd ewig ist, welches aller elementen diser welt ledig unnd frei ist, dann so es Gott selbst ist, so ist es

geyst (Joh. 4, 24) unnd keyn buochstab, on fedder und papir geschriben (2. Kor. 3, 3), das es nimmer aussgetilgt werden mag. Darumb auch die seligkeyt an die geschriff nit gebunden ist, wie nutz und guot sie immermehr darzuo sein mag.

Die heilige Schrift ist ein menschlicher Schatz, der kostbarste von allen, kann es aber nicht mit dem Wort Gottes aufnehmen. Die Argumentationslinie ist klar: Jedes Wort der Bibel ist aus der Sicht Dencks dem Diesseits verhaftet, während das Wort Gottes frei von allen „elementen diser welt“ sei, es habe nichts mit Buchstaben, Feder und Papier zu tun. Was dann aber das Wort Gottes sein soll, kann nicht klar gesagt werden. Mehrfach erwähnt Denck die Gelassenheit, die für die Wahrnehmung von Gottes Wort notwendig ist. Dazu kommt ein Sich-Selbst-Verlieren (51, rechts), das seinerseits wieder an Aussagen der Mystik erinnert. Zu diesem Thema passt auch die Idee, Christus möglichst ähnlich zu werden, was in der Mystik als christförmig werden bekannt ist (53, links). Alle Bibellektüre helfe nichts, wenn nicht das Wort Gottes zuvor schon „in seinem hertzen“ (51, rechts) präsent wäre.

Für mich überraschend ist, wie die Argumentation hier ganz stark mit Bibelziten arbeitet, also genau mit dem Menschlich-Verhafteten, das es eigentlich zu überwinden gilt. Offenbar bedarf das abstrakte Wort Gottes einer Rückübersetzung in den Rahmen der heiligen Schrift, um überhaupt legitimiert werden zu können. Damit steht Denck in der paradoxen Situation, dass er zwar über das Bibelwort zum direkten Wort Gottes kommen möchte, de facto aber den genau umgekehrten Weg beschreitet. Theologisch brisant ist der letzte Satz der zitierten Stelle, der ihm den Zorn nicht nur der Reformation zugezogen hat. So äussert sich Denck in sehr persönlicher Art über die Reformatoren, die nur an der Schrift picken: (Zitat 12)

Es seind etlich brueder, die mainen sy haben das evangeli gantz und gar ergründet, und wer nit allenthalben auf ire rede Ja sagt, der muoss ain ketzer uber alle ketzer sein. Will man rechenschafft vom glauben geben denen, so es begeren (1. Petr. 3, 15), so sagen sy, man woelle zwytracht und aufruor im volck machen. Lasset man boese wort für oren geen (an den Ohren ungehört vorübergehen), so sagen sy, man scheuhe das liecht. Wolan, Gott hat mich auss dem winckel getzogen, soll es yemandt zu guotem kommen, das waisst er allain. (49 links)

Die eigene Lebensgeschichte mit ihren zahlreichen Vertreibungen ist hier deutlich sichtbar. Das Dogmatische der Reformatoren wird betont – anders Denkende haben keinen Platz und

werden als Ketzler gebrandmarkt. Die eigene Mission wird ebenfalls gross geschrieben: Gott selbst habe den Autor aus einem Winkel gezogen – eine durchaus übliche Legitimationsstrategie (man denke an Mechthilds „Fließendes Licht der Gottheit), die gleichzeitig aber auch nicht gerade Ausdruck von Bescheidenheit ist.

Hand in Hand mit dem Vorrang des göttlichen Worts geht eine Wendung gegen die sogenannten äusseren Zeremonien: Weder Taufe noch „brot brechen“ helfen irgendwie auf dem Weg zu Gott. Zu einem Täufer wird Denck, weil er die Kindertaufe zwar nicht ablehnt, sie aber als menschliches Gebot als irrelevant ansieht. In Bezug auf das Abendmahl schlägt Denck sich, wenig überraschend, auf die Seite der geistlichen Interpretation: (Zitat 13)

Der herr Christus nam daz brot imm nachtmal, segnets, und brachs, etc. (Matth. 26,26). Alss wolt er sagen: Ich hab euch vormals gesagt (Joh. 6, 52-54), ir söllet mein fleysch essen, unnd mein bluot trincken, wolt ir anderst selig werden, und darbei angezeygt, wie es geystlich, und nit wie es fleysch und bluot versteht, geschehen muoss (Joh. 6, 63).

Interessant ist an der zitierten Stelle, wie die Bibelstellen aus dem Johannes-Evangelium zusammengesetzt werden, um die eigene Deutung zu stützen. Denck zitiert drei Verse aus Johannes, die in der Lutherbibel wie folgt lauten:

52 DA zancketen die Jüden vnternander / vnd sprachen / Wie kan dieser vns sein Fleisch zu essen geben?

53 Jhesus sprach zu jnen / Warlich / warlich / Jch sage euch / Werdet jr nicht essen das Fleisch des menschen Sons / vnd trincken sein Blut / so habt jr kein Leben in euch.

54 Wer mein Fleisch isset / vnd trincket mein Blut / der hat das ewige Leben / Vnd ich werde jn am Jüngsten tage aufferwecken.

63 Der Geist ists / der da lebendig macht / Das fleisch ist kein nütze. Die wort die ich rede / die sind Geist vnd sind Leben.

So eindeutig, wie Denck es gerne hätte, ist die Sache aber nicht. Es zeigt sich hier, nach der bereits erwähnten Übersetzung der Übersetzung, ein weiteres Übersetzungsphänomen im weiteren Sinn, nämlich das der Collage: Je nach dem, wie ich einen Text neu zusammensetze,

kann der Inhalt in die eine oder andere Richtung geschoben werden – ein Phänomen, das sie alle kennen, nicht nur aus dem Bereich der eigenen Arbeiten, sondern sicher auch aus den Medien, die in ihrer Berichterstattung immer mit der Kombination von Übersetzung und Zitaten-Collagen arbeiten, um so einen gewissen, meist tendenziösen Eindruck zu erwecken. Ob man dies allerdings überhaupt vermeiden kann, ist eine offene Frage.

Nach den Gesellschaftsutopien und den radikalen Reformatoren und Täufern Hoffmann und Denck möchte ich nun eine weitere Strömung vorstellen, die im 16. Jahrhundert wichtig war, die sogenannten Pnasophisten. Was sie versuchen, ist eine eigene Form der Übersetzung: Was im Buch der Natur gesehen und wahrgenommen wird, soll in die menschliche Sprache gebracht werden. Ich gehe an dieser Stelle auf Sebastian Franck (1499-1542) ein. Zunächst war er katholischer Priester, trat dann zum Protestantismus über, schliesslich propagierte er, indem er sich von allen Konfessionen lossagte, ein dogmenfreies Christentum des Herzens. Bekannt ist Franck unter anderem durch die Übersetzung von Erasmus' „Lob der Torheit“ von 1534. Wie Hoffmann und Denck lag ihm wenig an den äusseren Manifestationen des Glaubens; er wurde in diesem Sinn zu einem wichtigen Wegbereiter der Spiritualisten.

Ich stütze mich im Folgenden auf seine Schrift „Paradoxa ducenta octoginta. Das ist. Zweyhundert und achtzig Wunderreden“ von 1542. Er selbst bezeichnet seine Schrift als Philosophie: (Zitat 14)

Nun habe ich diese meine Philosophie „Paradoxa“ betitelt und Paradoxon als eine „Wunderrede“ oder ein „Wunderwort“ verdeutscht, weil die Theologie, der rechte Sinn der Schrift (die allein Gottes Wort ist), nichts ist als ein ewiges Paradoxon, gewiss und wahr wider allen Wahn, Schein, Glauben und Achtung der ganzen Welt.

Nimmt man heutige Wörterbücher zur Hand, ist ein Paradoxon eine scheinbar unsinnige, falsche Behauptung, eine Aussage, die aber bei genauerer Analyse auf eine höhere Wahrheit hinweist (nach Duden). Diese zweite Sinnebene, die unserem alltäglichen Sprachgebrauch nicht mehr ganz geläufig ist, fokussiert Franck mit seinen Vorschlägen Wunderrede oder Wunderwort. Der Sinn der Schrift, die Gottes Wort ist (von menschlicher Verfasstheit ist hier nicht die Rede!) ist eine Kette von Wunderworten, die ewig wahren, die aber gleichzeitig das Wohl der Welt garantieren. Für Franck ist klar, dass Gott Geist ist und demnach mit Fleisch



nichts zu tun hat; gleichzeitig färbt dies auch auf seine Deutung der biblischen Sprachformen ab: (Zitat 15)

Das aber wisse gewiss, dass Gott absichtlich eine besondere Sprache und in Gleichnissen mit den Seinen redet, damit die Gottlosen, welche draussen sind, nicht verstehen, was er mit seinen Kindern redet oder will. Sagt es doch Christus deutlich, dass er darum verdeckt in Gleichnissen, durch eine allegorisch verwendete Sprache (wie Pythagoras mit seinen Jüngern) mit ihnen rede, damit sein Geheimnis unter dem Umhang des Buchstabens verdeckt innerhalb der Schule bleibe, vor den Gottlosen verdeckt und es allein seine Kinder vernehmen (Matth. 12; Joh. 12).

Wichtig ist mir an dieser Stelle nicht die ungenaue Referenz auf Bibelstellen (man findet dort übrigens nichts, was die Argumentation stützen würde), sondern der Hinweis auf die Gleichnisse. Die göttliche Sprache ist eine allegorische, ihre Geheimnisse werden vom Buchstaben versteckt und damit auch vor falschem Zugriff bewahrt. In vielerlei Hinsicht ist dies eine Argumentation, die dem Mittelalter verhaftet ist. Man denke nur an die Lehre vom vierfachen Schriftsinn, in der die erste Stufe, der wörtliche Sinn, den Studienanfängern und den generell einfach Gestrickten vorbehalten ist, und erst der allegorische, der moralische und der anagogische Schriftsinn die Geheimnisse des heiligen Texts enthüllen. Gleichzeitig möchte ich aber auch betonen, dass Luthers oft angeführtes Dictum „sola scriptura“ keineswegs eine Beschränkung auf den Litteralsinn meint, auch wenn dies in der Forschung immer wieder kolportiert wird. Auch Luther ist von der Notwendigkeit von übertragenen Sinnebenen in der Interpretation der Bibel überzeugt. Beispiel dafür ist – im Kleinen – die bereits zitierte Glosse zum Begriff „Speise“.

Wenn man nun denkt, Franck stünde in einer Linie mit Origenes, Augustinus und den mittelalterlichen Exegeten, dann täuscht man sich. Ganz dezidiert wendet er sich gegen die Auslegungskunst eines Origenes: „Darum ist die Schrift ebensowenig nach dem Wesen des Buchstabens zu verstehen als nach den ungereimten Allegorien des Origenes und anderer. Sie hat gleichwohl einen allegorischen Sinn, den aber allein der neu aus Gott geborene Mensch, ein Kind Gottes, versteht (Ps. 25)“ (60 rechts). Dies erinnert fast an Gottfrieds Club der „edelen Herzen“, die der Prolog des „Tristan“ skizziert. Nur von Gott Begnadete können den allegorischen Sinn erkennen, der aber offensichtlich etwas ganz anderes ist als die Allegorien

des Origenes. Genauere Auskünfte dazu, wie sich denn die zwei Spielarten des Allegorischen unterscheiden, gibt Franck den Leserinnen und Lesern leider nicht.

Dagegen reitet er ausführlich auf dem Paulus-Diktum, dass der Buchstabe tötet, herum, was so weit führt, dass der eine Christus den andern erschlägt – wie das geschieht, zeigt das folgende Zitat: (Zitat 16)

Und dieser Sieg und Sitz des Buchstabens, sage ich, wird auf der Seite des Antichrists bis zum Ende bleiben, so dass sie mit dem Buchstaben der Schrift die Heiligen (die den Sinn Christi und den Geist der Schrift, von Gott gelehrt, für sich haben) totschiessen und also Christum mit dem buchstäblichen Christus töten und die Scheide wider das Schwert, die Laterne wider das Licht brauchen. (61, rechts-62, links)

Einerseits ist es nicht verwunderlich, dass der Buchstabe mit endzeitlichen Erscheinungen in Verbindung gebracht wird, andererseits ist es aber doch überraschend, dass die übertragenen Schriftsinne sich nicht organisch aus dem ersten, dem wörtlichen Sinn entwickeln, sondern diesem diametral entgegen stehen. Nur so kann die Aussage vom buchstäblichen Christus, der Christus tötet, verstanden werden – eine Aussage übrigens, die selbst mir als Nicht-Theologen äusserst befremdlich vorkommt, vor allem wenn man versucht, sich das konkret an einzelnen Textbeispielen vorzustellen.

Sinn gegenüber Buchstabe und Schrift: Das ist die Opposition, die Francks hermeneutisches Konstrukt prägt. Wunderrede im oben erläuterten Sinn ist aber nicht mehr nur die Theologie und die heilige Schrift, sondern auch der vorliegende Text von Franck. Er reiht sich damit in prominente Zusammenhänge ein und gibt, in einer neuen Gottfried-Anspielung, vor, dass als Publikum nur die „recht geistlich Gesinnten“ (63, links) in Frage kommen. Dies alles schreibt er sowohl aus einem didaktischen Antrieb, als auch im Bewusstsein, dass das Weltende nahe sei (63, rechts). Auch wenn die radikale Opposition zwischen Buchstabe und Sinn vielleicht etwas ratlos macht, am Ende ist, für Franck jedenfalls, alles einfach: „Hörst Du den Pöbel etwas reden, glauben und halten, so halte du, rede und glaube das Gegenteil, so hast du das Evangelium und Gottes Wort gewiss“ (64, links). Ob damit der Weisheit letzter Schluss gefunden ist, wage ich zu bezweifeln...

Neben seinen theologischen Texten hat Sebastian Franck aber auch ein ausgeprägtes, heute würde man sagen, kultur- und sprachenpolitisches Sendungsbewusstsein. Dieses zeigt sich im Vorwort zu seiner Chronik von 1536. Gegenstand der Chronik sind die Wunder Gottes, der Fokus liegt, im Anschluss an den oben zitierten Text, auf den Wunderwerken Gottes, alles andere, was „zu wissen unnötig“, hat Franck weg gelassen. Diese Wunder sieht er in erster Linie in der Natur: „das dir die gantze welt unnd alle creatures nichts dann ein offen buoch und lebendige Bibel sein wirt / daraus du on alle anleiten Gottes kunst studiern magst / und seinen willen lernen.“ (68, links) Er weist darauf hin, dass vor seiner vorliegenden Chronik noch keine namhafte Chronik auf Deutsch verfasst worden wäre. Und er bedauert, dass erst wenige verständige Menschen auf Deutsch geschrieben hätten: (Zitat 17)

Ich woelte auch Gott / wir hetten der werck gottes mer verstendig leut gehabt / die mit empsigerm fleis den nachkommen Teutschen / der teutschen that und geschicht hinder jn hetten gelassen. Dann ob gleichwol seer vil Chronicken und historien beschriben seind / und besonder die römer haben grossen fleis hierinn angewendet / so haben doch wir teutschen von uns selbs nichts besonders / und nie fast Gott gelert / kunstreich / und auff die werck gottes (Gott sey es geklagt) auffmerckig leut gehabt / das uns die Itali nit vergebens thorecht / heilos hinlässig bestien geheissen haben / die nichts künden den dann kriegem / marteren und vol sein. (66, links)

Franck vermisst also, dass es keine Geschichte der Deutschen gibt, dann aber auch, dass es die Deutschen mit frommen Texten, die Gott zur Ehre gereicht hätten, nicht eben weit gebracht haben. So sieht er sich gezwungen, den Italienern recht zu geben, die die Deutschen als kriegs- und marterlüsterne Säufer beschreiben... Sein Zielpublikum sind sowohl die Gelehrten als auch die Ungelehrten, er hätte die verstreuten Blumen einfach zusammen getragen, was eine mühselige Arbeit gewesen sei. Gleichzeitig ist er sich aber des Werts seiner Chronik durchaus bewusst, wie der folgende Hinweis zeigt: (Zitat 18)

Die ungelerten geniessen auch diser arbeit / das ichs zuo teutsch hab gemacht / unnd von weitten hab geholet / wen gelust / mach es zuo Latein / dann auch kein Lateinisch Chronick diser ordnung und gattung von weitten uff erden ist / dann wir sie nit etwa aus einem verteutsch / sonder von vilen weit zusammen gestoppelt haben / also das ein kleins heyratguot nit gnuog wer / dise lerer unnd buecher

zukauffen / daraus dise Chronick entnummen und zusammen gekoppelt ist. Nit das  
 ich mich so gelert duncke / und all die buecher gelesen hab / sonder vil von  
 andern citieret und allegiert gefunden / unnd hat mir hertzuo anderer fleys gedient  
 / wie ich dir widerumb hie mit diser meiner arbeit die handt wil gereicht haben.

(66 rechts)

Die Qualität seiner Arbeit sieht Franck in der Kompilation. Die scheint ihm derart gut gelungen, dass er selbst eine Übersetzung ins Latein anregt, da dort noch nichts derartiges vorhanden wäre. Ganz offen sagt er (im heutigen Wissenschaftsbetrieb undenkbar!), dass er selbstverständlich nicht alles gelesen habe, sondern dass er sich auf Zitat und Allegieren (das ist das Anführen von Schriftstellen) beschränkt habe. In diesem Sinn ist Franck ein Übersetzer in mehrfachem Sinn. Zunächst übersetzt er seine diversen Vorlagen ins Deutsche, um dann über Verfahren wie Zitat und das erwähnte Allegieren einen neuen Sinnzusammenhang zu stiften, der seinerseits etwas Neues, davor nicht Vorhandenes, schafft. Ich kann Ihnen dieses Verfahren im heutigen Universitätsbetrieb nicht wirklich empfehlen, was mir aber wichtig ist: Denken Sie über die Historizität wissenschaftlicher Standards nach und überlegen Sie sich, wo die Stärken und Schwächen des jeweiligen Ansatzes liegen!

Zum Abschluss ein Lektüretipp: Agrippa von Nettesheim (1486-1535): Verteidigung der Frauen vor dem Hintergrund der Hexenverfolgung. Allgemein die Schrift „Vom fürtreffen des weiblichen geschlechts vor dem männlichen“ charakterisieren und die Punkte in der Erschaffung der Menschen erwähnen. Übersetzung der Namen! (101) Dreckserschaffung (103, links) Declamatio de nobilitate et praecellentia foeminei sexus ("Von Adel und Vorrang des weiblichen Geschlechts"), lateinischer Text ist online verfügbar. Die erste deutsche Übersetzung stammt von 1540 von Johannes Herold.